

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 140.

Mittwoch, 18. Juni.

1930.

5

Februar

7 Uhr abends

Roman von Paul Siemos

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Meine Herren! Am siebenten Februar dieses Jahres lief bei dem Justizministerium ein Brief, von der Angeschuldigten unterzeichnet, ein, in dem die Angeklagte den Regierungsrat Lammont beschuldigte, daß er sich an ihr habe vergehen wollen. Das Justizministerium stellte Ermittlungen an; Lammont wurde vernommen. Er bestritt die Angaben der Anderßen und behauptete seine Unschuld. Rechtlich ist die Sache nun so gelagert: Wenn die Angeklagte die Wahrheit sagt, hat sich Lammont eines schweren Verbrechens schuldig gemacht, muß hierfür bestraft werden und wird sicher seiner Stelle als Direktor der Anstalt enthoben. Hat aber Lammont die Wahrheit gesagt, so steht fest, daß die Angeklagte den Regierungsrat Lammont auf schändeste und gemeinste Weise verleumdet hat und für diese Verleumdung eines ihr wohlgeonnenen Beamten ihre Strafe erleiden muß.

Sie, meine Herren Richter, haben darüber zu befinden, ob Lammont oder die Angeklagte die Wahrheit sagt. Meine Aufgabe ist nur, Ihnen darzulegen, warum die Staatsanwaltschaft die Aussage des Lammont für die glaubwürdige und die der Anderßen für die unglaubwürdige hält:

Gerade, weil ich den Einwand des Verteidigers kommen sehe, daß die Staatsanwaltschaft die Qualität des Menschen von seiner Strafküste abhängig macht, habe ich erklärt, daß die Vorstrafe der Anderßen wegen fahrlässiger Tötung für mich vollständig ausscheidet. Für mich scheidet auch die Frage aus, daß Regierungsrat Lammont Beamter ist. Wäre ich von seiner Schuld überzeugt, so hätte ich die Anklage gegen ihn erhoben.

Meine Herren Richter! Aussage steht gegen Aussage. Wem wollen Sie glauben? Ob Sie der Anderßen oder dem Regierungsrat Lammont glauben, hängt davon ab, wie Sie deren Charakter beurteilen.

Nun wissen wir, daß Lammont einer der fähigsten und tüchtigsten Beamten ist. Gerade Herr Dagmann, den die Verteidigung als Zeugen geladen hat und der gewiß objektiv war, weil er auch die Herrn Lammont ungünstigen Umstände erwähnte, gerade Herr Dagmann hat erklärt, daß dem Regierungsrat ein Vergehen, wie das angefonnene, nicht zuzutrauen ist. Die Angeklagte selbst muß zugeben, daß Direktor Lammont sich geweigert hat, entgegen seinen Dienstvorschriften, ihr Strafunterbrechung zu gewähren. Soll dieser selbige Herr Lammont, der gestern so gewissenhaft seine Dienstvorschriften befolgt, morgen oder übermorgen so gewissenlos sein, seine Schutzbefohlene zu vergewaltigen? Der Eindruck, den der Zeuge Lammont auf Sie gemacht hat, war gewiß nicht der Eindruck eines Menschen, der eine Schuld zu verbergen sucht.

Der Herr Verteidiger wird freilich einwenden, daß die Angeklagte in dramatischer und glaubwürdiger Weise den Vorfall geschildert hat. Gewiß, meine Herren Richter, die Angeklagte hat uns in dramatischer Weise einen Vorfall erzählt. Aber die Angeklagte ist von Beruf Schauspielerin. Gefühle vorzutäuschen, ist ihre zweite Natur, Pathos liegt ihr; auch wenn dieser Pathos anscheinend in Schlichtheit gekleidet ist, bleibt es der Pathos der Tragödin. Heute erscheint uns ihr Verhalten in dem Prozeß wegen fahrlässiger Tötung in

anderem Licht. Damals glaubten wir, sie wolle hochherzig eine Schuld bekennen; heute wissen wir, daß sie in pathetischer Weise Wirkung erzielen wollte.

Ich habe gesagt, es ist eine Frage nach dem Charakter der beiden Widersacher, ob Sie dem Herrn Regierungsrat Lammont das Vertrauen schenken oder der Angeklagten. Und ich habe ausgeführt, daß alles das, was wir von Lammont wissen, es als unmöglich erscheinen läßt, daß er die behauptete Untat begangen hat. Ich glaube umgekehrt behaupten zu dürfen, daß das, was wir von den Leumundszeugen über Fräulein Anderßen gehört haben, uns Anlaß genug gibt, der Anderßen das Vertrauen zu entziehen. Meine Herren! Ich habe die Zeugen Kronthal und Kugler als Leumundszeugen laden lassen. Die Zeugen Kronthal und Kugler haben, wie sie sagen, der Anderßen persönlich den Hof gemacht. Die Anderßen war freilich viel zu klug, sich in eine Liaison einzulassen. Aber sie hat sich dennoch diesen beiden Zeugen gegenüber nicht einwandfrei benommen. Der Zeuge Kronthal besuchte sie in ihrer Garderobe und wird zudringlich; er will sie küssen. Was tut Fräulein Anderßen? Sie schreibt keinen entzündeten Brief an die Direktion, sondern sie sagt: „Seien Sie vernünftig, Herr Kronthal! Wenn Sie schön brav sind, bekommen Sie heute abend einen Kuß.“ — Besonders bedenklich ist, was der Zeuge Kugler bekundet: sie animiert auch ihre Freundin Behrens zu der sogenannten „freien Auffassung“. Bei einem Pfänderpiel sucht ein Herr die Behrens zu küssen. Sie wehrt sich. Was sagt die Anderßen? Sie sagt nicht: „Villy, wehre dich. Im Gegenteil, sie animiert: „Küssen ist doch keine Sünde“.

Meine Herren Richter! Damals, als die Angeklagte mit den Zeugen in der eben geschilderten Weise kokettierte und nicht ganz einwandfreie Redensarten führte, damals triefte sie nicht von sittlicher Entrüstung über die Zumutungen, die die Herren an sie und ihre Freundin gestellt hatten. Jener Angeklagten, die damals die Zweideutigkeiten zweier Lebemänner in Kauf nahm, sie sogar noch unterstützte, jener Angeklagten glauben wir nicht, daß sie von sittlicher Entrüstung triefte, wenn Herr Lammont wirklich das getan hätte, was er gar nicht getan hat.

Mir ist die Lösung klar. Ihre Freundin Behrens tritt zum ersten Male in einer großen Rolle auf. Die Anderßen möchte der Vorstellung gern beiwohnen. Aber sie darf nicht, denn Lammont bleibt gewissenhaft. Sie ist wütend, daß Lammont ihren weiblichen Reizen widersteht. Sie wäre vielleicht sogar bereit gewesen, einige Stunden Freiheit gegen Liebe einzutauschen. Daß sich der Herr Direktor auf dieses Geschäft nicht einläßt, ist eine Niederlage, die eine kokette Frau nicht verwindet. Und darum brüht sie Rache.

Wie aber kann sich eine Strafgefängene rächen?

Und da fällt ihr ein, was sie schon öfter gelesen hat, daß es in Gefängnissen zweifelhaft zugeht. Jemand und irgendwann hat ein Gefängniswärter sich an Sträflingen vergangen. Zwar ist das Theresiengefängnis ein modernes Gefängnis, aber schließlich — unmöglich ist es nicht, daß in einem modernen Gefängnis ver-

altete Brutalität versteckt sein kann. Und deshalb griff sie zur Waffe, die solche Frauen anzuwenden pflegen, zur Waffe der Verleumdung. Deshalb wurde der Diktator in Form der Denunziation losgelassen.

Sie als Richter haben dafür Sorge zu tragen, daß der Giftpfahl, den die Angeklagte verschob, sie selbst ver-
lekt. Ich beantrage, die Angeklagte wegen Verleum-
dung eines Beamten zu verurteilen. Mit Rücksicht auf
die Schwere der Verleumdung ist eine Gefängnisstrafe
von vier Monaten angemessen.“

Und auf diese Rede würde Hsenbeil etwa folgender-
maßen geantwortet haben:

„Die Ausführungen des Herrn Staatsanwalts waren
mir ein Beispiel von erschütternder Deutlichkeit dafür,
daß auch die edelste Handlung, die jemand begeht, miß-
deutet werden kann. Der Herr Staatsanwalt sagt: Die
Angeklagte hat sich früher selbst der fahrlässigen Tötung
geziehen — wir wissen, daß das Sucht war, zu wirken.
Der Herr Staatsanwalt sagt ferner: Die Angeklagte hat
den Vorfall vom fünften Februar dramatisch glaubhaft
geschildert — wir wissen, daß sie bei dieser Schilderung
lediglich mit Schauspielerbegabung prunkte. Der Herr
Staatsanwalt sagt: Die Angeklagte sucht den Eindruck
einer anständigen, gebiegenen Dame zu erwecken — aber
wir wissen, daß das nur Heuchelei ist, daß sie im Gegen-
teil bereit ist, sich zu verkaufen.“

Ich werde auf die Frage: Ob dem Herrn Regierungs-
rat Lammont die Tat zuzutrauen ist?, deren er von
meiner Mandantin bezeugt ist, noch später zurück-
kommen.

Zunächst aber frage ich: Ist es nicht einfacher und
klarer, die Handlung der Angeklagten so zu nehmen,
wie sie sich darstellt? Sie hat in dem früheren Prozeß
ihre Schuld freimütig bekant. Spricht das nicht für
ihre Offenheit? Sie hat den Vorfall vom fünften
Februar dramatisch geschildert. Spricht das nicht da-
für, daß sie ihn tatsächlich erlebt hat? Sie hat wahr-
heitsgemäß angegeben, wie sie bei Regierungsrat Lam-
mont um einen Urlaub nachgesucht hat. Ihre Angaben
decken sich in diesem Punkt fast wörtlich mit denen Lam-
monts. Spricht das nicht dafür, daß sie die Wahrheit
sagt? Warum wird jede einzelne Handlung mißdeutet?
Warum wird hier jedes Tun und Lassen der Ange-
klagten mit einem Minus versehen, und jedes Tun und
Lassen des Regierungsrats Lammonts mit einem Plus?
Ist es am Ende doch so, wie weite Kreise glauben, daß
die Staatsanwaltschaft sich schühend vor ihre Beamten
stellt, schonend deren Fehlritte verdeckt und mit Groll
und Haß auf diejenigen deutet, die es wagen, die Fehl-
ritte aufzudecken.

Meine hohen Herren! Ich kann dem Herrn Staats-
anwalt den Vorwurf nicht ersparen, daß er versucht hat,
Stimmung zu machen. Er hat den Charakter Lammonts
gegen den Charakter der Andersens auszuspielen versucht
und hat einige Verleumdungszeugen gebracht, aus deren
Ausagen geschlossen werden soll, daß meine Mandan-
tin ein sittlich minderwertiges Wesen sei. Nun, auch
das, was diese sogenannten Verleumdungszeugen bezeugen
haben, ist doppeldeutig. Dem Herrn Staatsanwalt sind
ihre Bekundungen eine Fundgrube für Entrüstung;
mir sind sie Anlaß genug, die Anständigkeit der Ange-
klagten zu bewundern.

Es ist richtig, die Angeklagte war nicht prüde, sie hat
irgendeinen aufdringlichen Herrn damit getröstet, daß
er am Abend einen Kuß bekomme. Sie hat irgendeiner
Kollegin vielleicht auch einmal zugeredet, nicht zu
schwerlebig zu sein.

Meine Herren Richter, wenn die Angeklagte Gleiches
mit Gleichem vergolten hätte, glauben Sie im Ernst,
daß es ihr nicht möglich gewesen wäre, über Herrn
Lammont ähnlich Nachteiliges zu erfahren? Glauben
Sie im Ernst, daß nicht auch Herr Lammont, sei es als
Student, sei es als Assessor, kokettiert hat? Glauben
Sie im Ernst, daß auch Herr Lammont nicht hier und
da dem Saß gehuldigt hat, daß Küßen keine Sünde ist

und daß er nicht irgendeinen jungen Fuchs zur gleichen
Ansicht befehrt hat?

Aber es wird hier eben mit zweierlei Maß gemessen.
Man fragt nicht nach der Vergangenheit des Herrn
Lammont; aber man sucht die Vergangenheit der An-
dersen zu schwärzen. Und was ist übriggeblieben? Es
ist bekant und vielleicht in der Tat auch schon bis zu
den Ohren eines Staatsanwalts gedrungen, daß es
kaum einen Beruf gibt, in dem die Verleumdungen und die
Lobungen an den Charakter des Menschen höhere An-
sprüche stellen, als den Beruf einer Schauspielerin. Man
weiß, daß Schauspielerinnen mehr als schlecht bezahlt
werden, und daß viele von ihnen keinen anderen Aus-
weg sehen, sich aus der Not zu helfen, als den, ihre
Jugend den Männern zu schenken.

Ich bin der letzte, der über diese Unglücklichen den
Stab bricht.

Aber ich meine, daß diejenige Dame, die sich diesen
Lobungen entgegenstellt, bewiesen hat, Kraft und Cha-
rakterstärke genug zu besitzen. Wider Willen hat der
Herr Staatsanwalt bewiesen, daß die Angeklagte diese
Kraft und Charakterstärke besessen hat. Dem Herrn
Staatsanwalt geht es eben wie dem Bileam in der
Bibel, der fluchen wollte und unfreiwillig segnete.

Unfreiwillig hat der Herr Staatsanwalt den Be-
weis geliefert, daß meiner Mandantin nichts Schlechtes
nachzuweisen ist, als daß sie bei irgendeiner Gelegenheit
in keineswegs anstößiger Weise ein Scherzwort ge-
brauchte. Das, was der Herr Staatsanwalt nicht be-
weisen konnte, was er aber zu gern bewiesen hätte,
rechtfertigt meine Behauptung, daß ihr eine Verleum-
dung nicht zuzutrauen ist.

Meine Herren Richter! In diesem Prozeß ringt
Fräulein Andersens nicht nur um ihre Ehre, es ringt der
Herr Regierungsrat um seine Existenz; denn wenn die
Andersens rehabilitiert wird, bedeutet dies die Ent-
lassung mit Schimpf und Schande des Herrn Lammont.
Für einen Herrn, der in diesem Prozeß so viel auf dem
Spiele stehen hat, lohnt es sich in der Tat, einen guten
Eindruck zu machen. Und ich stelle dem Herrn Regie-
rungsrat Lammont das Zeugnis aus, daß er mindestens
ebensoviel Schauspielerbegabung hat wie meine Man-
dantin.

Daß es zu diesem Verfahren überhaupt kommen
konnte, daß sich die Staatsanwaltschaft, die nach unserem
Gesetz die objektivste Behörde sein soll, bei widersprechen-
den Aussagen für die eine und gegen die andere Partei
entscheidet, hat seinen Grund in einer Praxis, die hier
vom Verteidigertisch einmal deutlich als unheilvoll und
übel angekeidet werden soll. Es besteht nämlich in
unserem Vaterlande noch heute die Übung, die Aussage
des Beamten höher zu bewerten als die des Privat-
mannes. Die Staatsanwaltschaft bildet sich auch heute
noch ein, daß es im Interesse einer Staatsautorität er-
forderlich sei, die Beamten möglichst als Zeugen vor den
Richtertisch zitiieren zu müssen. Diesem Irrwahn, der
in den Bureaus der Justiz spult, ist es zu danken, daß
die Staatsanwaltschaft so gern die öffentliche Klage er-
hebt, wenn sie einen Beamten beleidigt wähnt; daß sie
aber das öffentliche Interesse an der Klageerhebung
verneint, wenn ein Beamter eine Zivilperson ver-
lekt hat. (Fortf. folgt.)

Juninacht.

Von Düften schwül und süß die Dämmerung
füllt mächtig das noch tagerhitzte Land.
Und kaum im West das letzte Leuchten schwand,
hauchfarben wie ein blaßes Rosenblatt,
flammt schon gen Ost ein Schimmer, rosig-jung.
Da noch verträumt die Welt und schlummert matt.

Doch ungeduldig selbst der kurzen Ruh
Verströmt ein heimlich-heißerregtes Blühn.
Aus dunklem Buschgewirr Leuchtkäfer flühn,
und hoch der Silberblick der Sterne wacht.
Traumsouf des Sommers spielt dem Moros zu
Die warme, raunend-dustberauschte Nacht.

Heinrich Preis.

Der Eisgötte.

Von Friedrich Arenhövel.

Diese Geschichte ist wahr. Das moderne Leben fordert nicht weniger Heldentum als die Zeiten, von denen die Epen singen. — Hören Sie bitte das Abenteuer von Harry Watson.

Der Puls des Eisgötzen von Chitago hat sechs Grad Kälte. Zehntausend Kinder und zwanzigtausend Schweine werden täglich aus der Blutwärme des Lebens durch die Tore eines einzigen Schlachthofes in die Gletscherstarre des Todes geschickt.

In zwanzig Stockwerken sind achtzig Gefrierhallen zu einem gewaltigen Würfel verquabert. Dreißigtausend Pferdekräfte

Sohlen bremsen er die Fahrt. Seine Schritte sind zu verketten. Draußen sind zwanzig Grad Wärme; hier drinnen sechs Grad Kälte. Das erste Schlachttier fliegt an der gelösten Ferselehne des Hinterfußes auf den bereiften Stahlhaken. Fünfzig Halbschweine müssen in ein paar Minuten hinauf. Dabei fühlt man die Kälte nicht. Der Frost dringt kaum durch die Schweißnebel, die der Körper verdampft.

Ein Schlachttier fällt zu Boden. Er springt hinzu. Die Ferselehne ist nicht gelöst worden. Harry reißt sein Stechmesser aus der Scheide, bohrt es drehend unter die Sehne und wirft das Stück auf den Boden. Das nächste Halbschwein fliegt auf seinen Platz. Das sechste fällt wieder hinunter. — Hat so ein Keel am laufenden Band geschlafen?! — Er springt um den Wagen herum. — Hier, — dort. — Sein Messer bohrt und schneidet. — Sechs, sieben Schnitte fehlen; da ein achter. — Nun heißt es sich beeilen!

Als Harry Watson endlich seinen Gang verlassen kann, sieht er, daß das Kältetor gerade den letzten Spalt schließt. — Gut. — Jetzt hat er eine Minute Zeit. So wird es immer gehalten, wenn der eine oder der andere sich ein wenig verspätet. Er blüht in die Seitengänge hinein. Die anderen sind alle draußen. Langsam will er seinen Wagen auf das Tor zuschieben, da erlöschend plötzlich die Lichter. Harry Watson tappt in der Finsternis weiter. Ein Kurzschluß, denkt er, die Minute wird bald vorbei sein, das Tor wird sich öffnen und mich herauslassen. Nun poltert der Wagen gegen das Tor. Untätigkeit in dem Raum ist gefährlich. Die Kälte ist heimtückisch wie ein Mordmörder. Man eilt so hinein wie man von der Arbeit am Laufband kommt, wenig bekleidet, schweißseucht, mit heißem Atem. Nur die Gesundesten halten das aus. — Die Minute ist doch vorbei? — Er pocht gegen das Tor, obwohl er weiß, daß es unsinnig ist, denn die Torwandung mit der dreifachen isolierenden Luftschicht, mit den Asbest- und Kieselgurpackungen leitet den Schall ebensov wenig wie die Wärme. — Die Minute ist immer noch nicht vorbei?! — Ihn fröstelt. Er muß sich bewegen. Er winkelt und streckt die Arme, beugt die Knie. — Nein, schießt es ihm plötzlich durch den Kopf, ehe ihn noch der Gedanke überfällt, daß man ihn vergessen haben könnte, ich werde mit den Fäusten gegen das Tor trommeln. Er tut es, daß die Knöchel schmerzen. Mit einem

Mal schreit er dazu. Er steht mit den eisenbeständigen Schuhen. — Die Minute ist vorbei! — Man hat ihn vergessen!

Er trampelt mit aller Gewalt auf den Boden. Vielleicht wird unten im Raume gearbeitet? — Er lauscht in die eisstarre Finsternis hinein. Nichts ist zu vernehmen, als das Knaden der Kälteröhre, der ferne Frostpuls des Eisgötzen. Die Kälte greift nach ihm. Da erinnert er sich plötzlich, daß seine Schicht die letzte des Tages gewesen ist, die in diesem Raum einfuhr. In Händen und Füßen kriecht die Kälte hoch.

Harry Watson packt seinen Wagen am Zeitgriff, hebt ihn an, läßt ihn auf den Betonboden niederkrachen. Unheimlich knattert das Echo von den kalten Wänden.

Mabel Lee — —

Jetzt wird sie sich umkleiden, fröhlich dem kleinen Fest entgegenlachen.

Nichts ist zu hören. Das Herz pumpt schwer. Der Atem schneidet in Kehle und Hals.

Mabel Lee — — —

Der Puls des Eisgötzen von Chitago hat sechs Grad Kälte, und dreißigtausend PS hat sein riesenstarkes Herz — — — Kommt da ein rettender Gedanke? — Wo sind die Thermometer? —

Harry Watson tastet sich an Tor und Wand entlang. Von dort wendet er sich links und tappt in die freie Finsternis hinein. Das erste Regal mit einer Doppelreihe eisstarrer Fleisches tastet er ab. Da ist das zweite Regal, das dritte, vierte, fünfte. Nun fängern seine erstarrenden Hände an der bereiften Mittelstrebe hinauf. Er benezt die Fingertuppen mit Speichel, da der Frost die Haut festklebt. — Da ist ein Thermometer! — Er umschließt es mit beiden Händen, hebt sich auf die stehenden Zehenspitzen und haucht.

Der wachhabende Maschinist im dritten Stock unter der Erde starrt entgeistert auf die Kontrollapparate der Gefrierräume. — Was ist in Raum Einunddreißig los! — Vor einer halben Minute registrierte die Kurve noch sechs Grad Kälte und jetzt nur noch drei — nein, zwei — was? — null Grad?

Er bezieht seinem Assistenten:

„Sofort mit dem Aufseher Raum Einunddreißig überholen.“

— „Sehen Sie mal da!“

„Das ist unmöglich“, stottert der Assistent und blickt verständnislos auf die Kurve.

„Ja, allerdings“, gibt der Maschinist kopfschüttelnd zu. „Zehn Grad Wärme? — Das kann nicht im Raum liegen. Da muß hier etwas in Unordnung sein. Prüfen Sie mal die Leitungen.“

Harry Watson haucht um sein Leben. Er kann die Hände nicht mehr von dem Eisen lösen. Die Kälte ist bis über die Knie und in die Schultern gestiegen. Heiß und Hölle sind längst eisstarr.

Fünfundzwanzig Grad Wärme?! — Das ist mehr als die Außentemperatur beträgt. — Der Assistent kommt achselzuckend zurück. Er kann den Schaden nicht finden.

Der Maschinist geht selbst auf die Suche. Er prüft die Maschinen, die Ammoniakbehälter, die Rohrleitungen. Alle Mabel sind in bester Ordnung.

„Die Kurve sinkt!“ ruft der Assistent.

„Wieviel Grad?“

„Fünfzehn —“

„Weiß der Teufel, was das ist!“

Der Maschinist forcht weiter. — Eine Viertelstunde vergeht.

Harry Watson hängt starr am Thermometer und haucht

„Mabel — — —“

„Zehn Grad, Herr Maschinist!“

„Gehen Sie doch mal hinauf —“

„Sechs Grad —“

Der Maschinist tritt hinzu.

„Null Grad —“

Kopfschüttelnd sagt der Maschinist: „Da bin ich doch begeistert warten Sie noch mal eine Minute.“

Harry Watson vermag seinen Atem nicht mehr hinauszupressen.

Der Name Mabel erfriert in seiner Kehle.

Er öffnet die starren Lippen und drückt die Zunge auf die Quecksilberkugel — — —

Das Thermometer steigt.

Der Weg aus dem Maschinenraum im dritten Stock unter der Erde zum Kühlraum dauert sonst drei Minuten. Zufällig findet der Assistent den Fahrstuhl zur Auffahrt bereit.

Er ist schon nach zwei Minuten in Raum Einunddreißig. Vielleicht waren es dieser Zufall und die eine Minute, die Harry Watson das Leben retteten.

Erdbeeren mit Schlagfahne.

Von Halle Rosenkranz.

Amtsgerichtsrat von Alten war ein Mann von der alten Schule. Er trug hohen Kragen, achtmal umwidelt mit einem schwarzen Seidentuch, langes Jackett und enge Hosen. Sein Gesicht war rosenrot und rünzlig wie ein Sommerapfel im Winter, seine Haare waren schneeweiß, und seine Augen blau und mild. Er sah weit mehr wie ein würdiger Pastor emerit. als wie ein wachsender Wächter der irdischen Gerechtigkeit aus. Er war ein friedlicher Mensch, es war schwer, mit ihm in Streit zu kommen, wenn man sich nicht besonders Mühe gab.

Da geschah es einst in der Erdbeerzeit, daß Anders Hjulmands Haus in Oppetoste eines Nachmittags Feuer fing und mit drei Schweinen, zwei Kälbern und einer schwarzen Kage bis auf den Grund niederbrannte.

Der Mly konnte es nicht gewesen sein, denn es hatte den ganzen Sommer noch kein Gewitter gegeben, und am Schornstein konnte es auch nicht gelegen haben, denn im Herd war acht Tage kein Feuer gewesen, Hjulmands benutzten einen Primus-Apparat, der draußen im Waschhaus stand, und das Feuer war in Stall ausgebrochen. Das Feuer mußte angelegt worden sein. Und die öffentliche Meinung, die in Oppetoste genau so viel Bedeutung hat wie in New York, bezeichnete einmütig und ganz einstimmig Marius, den dreizehnjährigen Sohn der Waschfrau Mette Christoffers als den Brandstifter.

Marius erfüllte alle Bedingungen, um Gegenstand eines allgemeinen Verdachtes zu sein. Er war rothaarig, sommerprossig, lahm, er hatte eine große Hasenscharte und schielte außerdem auf beiden Augen.

In alten Zeiten hätte man ihn einen Wechselbalg genannt, nun begnügte man sich damit, ihn bei allen Gelegenheiten zu verprügeln, mit dem Resultat, daß Marius gegen Prügel so hart und widerstandsfähig wurde wie der große König Mithridates gegen Gift. Nun sah man eine Gelegenheit, ihn in eine Besserungsanstalt zu bringen. Das ganze Dorf wies auf Marius als den Brandstifter. Und als der Amtsgerichtsrat vom Brandverhör heimfuhr, wurde Marius auf den Bod gelehrt und ins Spritzenhaus gesperrt.

Da sah er vier Wochen und brütete vor sich hin, und jedesmal, wenn man ihn fragte, ob er das Feuer angelegt hätte, sagte er bloß nein.

Nein bekam man aus ihm nicht heraus.

Der Amtsgerichtsrat nahm das hin, ohne die Geduld zu verlieren, aber als die fünfte Woche kam und es aussah, als müßte man die Sache ungelöst aufgeben, beschloß er, zu einer Verhörsform zu schreiten, die in der Gesetzgebung nicht daheim ist. Er hatte Marius bisher behandelt wie die andern, mit harten Schimpfworten, mit Androhung von Prügel, kurz: mit der äußersten Härte. Nun änderte er die Taktik.

Der Amtsgerichtsrat war ein alter Junggeselle und hatte eine nette, alte Haushälterin, die Fräulein Rivensten hieß.

„Fräulein Rivensten“, sagte er zu ihr, „stellen Sie zwei große Portionen Erdbeeren auf den Tisch und schicken Sie Marie (so hieß das Dienstmädchen) zu Sengelöse (so hieß der Arrestverwalter), sie soll Marius holen!“

Das geschah. Der Amtsgerichtsrat sah vor zwei großen Portionen Erdbeeren. „Marius“, sagte der Amtsgerichtsrat, „wenn du ein artiger Junge sein und gestehen willst, daß du das Feuer in Hjulmands Haus angelegt hast, dann bekommst du die große Portion Erdbeeren mit Zuder und Schlagfahne.“

Marius starrte geradeaus auf die Erdbeeren — er schielte von Natur, aber wenn er schielen wollte, blickte er geradeaus ... Es war das erste Mal, seitdem er vor dreizehn Jahren in die Welt gesetzt worden war, daß ihm jemand etwas Gutes anbot. Er schielte — diesmal schielte er wirklich — auf den netten weißen Herrn mit den blauen milden Augen, der mit den herrlichen roten Erdbeeren vor ihm saß.

„Ich habe das Feuer in Hjulmands Haus angelegt“, sagte er schlüchzend.

„Das ist nett von dir“, sagte der Amtsgerichtsrat, „du bist ein artiger Junge. Bitte schön, nun laßst du deine Erdbeeren essen!“

Und Marius aß, und die Tränen rollten ihm über die sommerprossigen Wangen.

Dann nahm ihn der Amtsgerichtsrat auf den Schoß und sprach ihm eine Stunde lang gut und väterlich zu.

Dann wurde Marius zu einer Tracht Prügel verurteilt. Die nahm er mit großem Anstand entgegen, Hiebe war er ja gewöhnt, und Sengelöse war siebzig. Aber das Schlimmste war, daß er nun in eine Besserungsanstalt kommen und das gute Essen im Arrest aufhören sollte — darüber weinte er ...

Da kam der Postbote mit einem Brief vom benachbarten Amtsgericht; ein Bagabund, der arretiert worden war, hatte gekündigt, das Hjulmandsche Haus in Brand gesetzt zu haben

er hatte an drei Stellen Feuer angelegt, sodaß es auf eins mehr oder weniger nicht ankam.

Der Amtsgerichtsrat war ganz bestürzt und ganz unglücklich. Er ließ Marius rufen und fragte ihn vorwurfsvoll: „Aber Marius, wie konntest du dich eines so furchtbaren Verbrechens bezichtigen?“

Marius drückte ein wenig und antwortete dann:

„Ja aber ... sonst hätte ich die Erdbeeren ja nicht bekommen!“

Da nahm der Amtsgerichtsrat Marius nochmals auf den Schoß und schickte nach einer großen Portion Erdbeeren mit Zuder und viel Schlagfahne.

Und Marius blieb beim Amtsgerichtsrat und hatte es dort gut. Aber er war der letzte Arrestant, den der Amtsgerichtsrat mit Erdbeeren und Schlagfahne zu locken versuchte.

(Einzig berechnete Übersetzung aus dem Dänischen v. Adolf Kobizsch.)

Kreuzworträtsel.

	1		2	3		4	
5			6			7	
	8	9			10		
11					12		
			13				
14	15				16	17	
		18		19	20		
21			22			23	
	24						

Wagerecht: 1. Deutscher Riesendampfer. 5. Chinesisches Spiel. 6. Eisschrei. 7. Persönliches Fürwort. 8. Elementarerscheinung. 11. Deklinierter Artikel. 12. Farbe. 13. Biblische Figur. 14. Segeltechnischer Ausdruck. 16. Erdart. 18. Handwerker. 21. Gebräuchliche Firmenabkürzung. 22. Französischer Artikel. 23. Präposition. 24. Familiengründer. — Senkrecht: 1. Sarakus. 2. Zahlwort. 3. Englische Insel. 4. Römischer Kaiser. 9. Verwandter. 10. Landwirtschaftliche Ausbeute. 15. Ackergerät. 17. Nordafrikanische Stadt. 19. Stimmlage. 20. Gewässer.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 134: Wagerecht: 1. Poseidon. 4. Polter. 6. Am. 7. Le. 8. Roeder. 9. Retirade. — Senkrecht: 1. Politiker. 2. Daimler. 3. Normandie. 4. Protest. 5. La. 7. Le.